



Bildschön und menschenleer: Über den meisten Dörfern im Tal liegt eine gespenstische Dornröschenruhe.

Herde der Versprengten: Wenigstens der Schäfer und seine Tiere sorgen noch für ein bisschen Leben im Varaita-Tal.

Der Pfad schlängelt sich am leise murmelnden Wildbach entlang aufwärts. Längst haben sich die Baumkronen zu einem dichten Blätterdach geschlossen, sind die von Felsen durchsetzten Steilhänge bedrohlich nahe gerückt. Klar, dass man sich beobachtet fühlt – von den tausend Augen des Waldes.

Wenig später haben die Phantasien konkrete Gestalt angenommen. Immer wieder entdeckt man bunt gekleidete Gesellen, die in Felsnischen, auf markanten Steinen oder auf dicken Ästen hocken. „Sarvanots“, grinst Renato, der uns durch die Schlucht begleitet, „Wichtel“ also. Beim Bau des Wanderwegs habe man sich an die alten Geschichten von den geheimnisvollen Waldbewohnern erinnert und sich entschieden, ihnen ein Denkmal zu setzen – in Form lebensgroßer Winkler-Puppen. Wir halten an einer Infotafel, auf der die pygmäenhaften Gestalten näher beschrieben werden. Man dürfe die Sarvanots nicht für Fabelwesen mit übernatürlichen Kräften halten, heißt es dort auf Italienisch. Sie seien zwar deutlich kleiner als Menschen, mit diesen aber eng ver-

wandt, vor allem charakterlich. Mal erlebe man sie gut gelaunt, freundlich und hilfsbereit, mal spielten sie ihren größeren Verwandten böse Streiche, besonders wenn diese ihnen unsympathisch seien.

Ähnliches lässt sich wohl auch von den Schöpfern der Spielzeugkolle sagen, den Einwohnern von Rore im piemontesischen Varaita-Tal. Auch sie scheinen eine diebische Freude daran zu haben, Besuchern aus der Stadt einen kleinen Schrecken einzujagen. Denn das tun die bekleideten Stoffpuppen im ersten Moment recht zuverlässig – besonders wenn es nicht so richtig hell werden will wie an diesem trüben Herbsttag.

Wer die Verhältnisse kennt, kann die Wichtel-Idee für eine Art Galgenhumor halten. Denn die Valle Varaita ist ein von der allgemeinen Entwicklung abgehängtes Gebirgstal, das zu den großen Entvölkerungsgebieten der italienischen Westalpen gehört. Die Jungen sind fast alle abgewandert, in die Industriezonen der Po-Ebene hinunter, wo das Leben pulsiert und es Arbeit in der Auto- und Zulieferindustrie gibt. So haben sich die Dörfer nach und nach geleert, vor allem im hinte-

ren Teil des tief eingeschnittenen Tales, das fünfzig Kilometer südwestlich von Turin beginnt und sich bis zum Alpenhauptkamm hinaufzieht. Übrig geblieben sind meist nur alte Menschen, denen es in jüngeren Jahren an Mut fehlte, es den anderen gleichzutun und wegzugehen.

Rore ist der glückliche Ausnahmefall in dieser vergessenen Welt. Immerhin hundertfünfzig Menschen jeden Alters wohnen hier ganzjährig, im Sommer kommen noch einmal hundert hinzu – Personen, die ihrer Heimat schon lange den Rücken gekehrt haben, in den Ferien aber doch für einige Wochen ihre alten Häuser beziehen. Dreh- und Angelpunkt ist das „Albergo degli Amici“. In der gemütlichen Bar des Familienbetriebs versammeln sich schon am frühen Morgen die Männer des Dorfes, um ein paar Worte zu wechseln und einen Blick in die Stampa zu werfen. Wie intakt das soziale Leben hier noch ist, erkennt man an den Aktivitäten des Kulturvereins „Lou Roure“, dessen Fäden hier zusammenlaufen. Er war es, der die Idee mit den Sarvanots in die Tat umsetzte. Jedes Jahr nimmt er neue Initiativen in Angriff, mit denen sich die

Eine Machete schützt keinen Wanderweg

Agonie des Tales überspielen lässt. Am bekanntesten ist der alle fünf Jahre veranstaltete Baio, ein mehrtägiges Fest der Winteraustrreibung, bei dem der Sieg über die räuberischen Sarazenen nachgespielt wird, welcher vor mehr als tausend Jahren stattgefunden haben soll. Zu diesem kostümreichen Spektakel kommen Tausende von Besuchern aus dem Flachland herauf. Im kleinen Rore versammeln sich dann über einige Tage hinweg mehr Menschen, als insgesamt noch am Torrente Varaita wohnen.

Von außen betrachtet, erinnern die Aktivitäten des lokalen Kulturvereins an die Geschichte von Sisyphos: Seit Jahren werden immer wieder Wege freigeschnitten und markiert, ohne dass ein nennenswerter Aufschwung im Wandertourismus zu verzeichnen wäre. Bald darauf ist wieder alles zugewachsen, und das Spiel beginnt von neuem. Im deutschen Sprachraum, wo man sich für diese stillen Welten begeistern würde, kennt man die Valle Varaita nicht einmal vom Hörensagen, die Franzosen ziehen stets das Hochgebirge vor und die Italiener fahren lieber Auto. Entsprechend selten dürften die zwei Dutzend Sarvanots, die am Wanderweg zu den „Tumpi la Pisso“ aufgestellt wurden, Besuch erhalten.

Tumpi la Pisso“ ist okzitanisch und lässt sich mit „Gumpen am Wasserfall“ übersetzen. Von einem bloßen Dialekt kann allerdings keine Rede sein. Das Okzitanische ist seit achthundert Jahren eine eigenständige Hochsprache – jene Sprache der mittelalterlichen Troubadours, die besser als Langue d'oc bekannt ist. Eigentlich in Südfrankreich beheimatet, wird sie auch auf der italienischen Seite des Alpenhauptkamms gesprochen, allerdings nur genau bis dorthin, wo das Gebirge in die Tiefebene ausläuft. Freilich fehlt dem okzitanischen Sprachraum die öffentliche Aufmerksamkeit, die andere kulturelle Minoritäten seit langem genießen – die Rätomanen in der Schweiz etwa oder die deutschsprachigen Südtiroler. Der italienische Staat erkannte die Langue d'oc erst 1999 als Minderheitensprache an – zu einem Zeitpunkt, als die Zahl der aktiven Sprecher bereits dramatisch abgenommen hatte und der Ruf nach politischer Autonomie längst verhallt war.

Um das Ausmaß der Entvölkerung zu erkennen, muss man an den Tumpi dem kleinen Wegweiser nach Dragoniere folgen. Eine mühevoll halbe Stunde geht es nun über einen schmalen Gratrücken aufwärts, auf dem es nach Thymian duftet. Man folgt dabei einer gut begehbaren Pfadspur, die von Feuerlilien, wilden Narzissen und Knabenkräutern gesäumt wird. Allmählich beginnt die terrassierte Kulturlandschaft in der Macchia zu verschwinden. Unvermittelt steht man dann vor einem alten Brunnen, hinter dem eine Reihe von Steinhäusern aus dem Hang wachsen – der Weiler Para, der nur noch von zwei Familien bewohnt wird. Viele Häuser sind bereits baufällig, andere verbarrikadiert und leblos. Ein architektonisches Stillleben, das zu denken gibt.

Laut wird es erst wieder in Rostagna. Ein Hirte treibt hier gerade seine Schafe und Ziegen durch die engen Gassen. Doch auch hier gibt das Leben nur ein kurzes Gastspiel. Bald hört man das Bimmeln der Glöckchen und das Bellen der Hunde nur noch aus der Ferne. Fünfzehn Familien haben hier einmal gelebt, weiß Renato. Heute herrschen hier die Spinnen, die Asseln und die Brennesseln. Am unteren Ortsrand sprudelt ein halbverfallener Brunnen – für niemanden.

Auf dem Weg ins Almgebiet begegnen wir einem alten Mann, der mit einer Machete zugange ist. Er befreit die Wiese von Büschen und Sträuchern, die hier nichts zu suchen haben. Doch ein Einzelner kann gegen die maßlose Fruchtbarkeit der Natur nichts ausrichten. Es bedürfte Hunderter von fleißigen Händen, um das einstmals so begehrte Weidegebiet frei zu halten. „Wenn giftiger Germer sich auf dem Hang ausbreitet, treiben die Hirten ihre Tiere nicht mehr darüber“, erklärt der Alte seinen Arbeitseinsatz, „dann verbuscht das Land vollends.“

Die Lebensgeschichte von P. ist für die Bewohner des Westalpenbogens nicht untypisch: Wie viele seiner Generation emigrierte er in den sechziger Jahren nach Frankreich. Erst nach Ende seines Berufslebens ist er dann in sein Heimatatal zurückgekehrt, allerdings nicht ins längst verfallene Bergdorf, sondern in die noch einigermaßen lebendige Talsohle.

Er wischt sich den Schweiß von der runzligen Stirn, schaut uns einen Moment lang an und erzählt uns dann vom schrecklichsten Ereignis seiner Kindheit. „Im Frühjahr 1944 war ich hier Kühe hüten, als plötzlich ein Kübelwagen der SS über den Col de Prete kam, auf der Suche nach Partisanen.“ Ohne sich auch nur einmal umzudrehen, sei er ins Tal gerannt,



so schnell er konnte. Gibt man sich als Deutscher zu erkennen, so dauert es in den Cottischen Alpen tatsächlich nicht lange, bis man mit solchen Erinnerungen konfrontiert wird. Die Region wird derart selten von Deutschen besucht, dass die Einheimischen jede Gelegenheit beim Schopf ergreifen.

Dieses dunkle Kapitel ist wohl auch der Grund dafür, dass man sich im piemontesischen Alpenraum jahrzehntlang nicht um Touristen aus dem deutschsprachigen Ausland bemühte. Die ältere Generation der Talpolitiker hatte die Zeit der Säuberungsaktionen noch miterlebt und wollte keine Deutschen mehr in ihren Tälern sehen. Als dann nördlich der Alpen das Wirtschaftswunder ausbrach, wäre hier niemand auf die Idee gekommen, eine Werbekampagne zu starten, um die Touristenströme zum Gardasee und Lago Maggiore in die piemontesische Bergwelt umzulenken.

Freilich gibt es noch einen anderen Grund für das touristische Delirium: die Überheblichkeit. Im Unterschied zu den Nachbarländern hat das sechzig Kilometer lange Alpental mit dem Colle Agnello ei-

nen Übergang nach Frankreich, der fünf bis sechs Monate im Jahr geöffnet ist. In den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts begann ein touristischer Aufschwung, der ein trügerisches Sicherheitsgefühl vermittelte. Die Franzosen kamen nun in großer Zahl über den von der Tour de France und den Giro d'Italia bekannten Pass und verbrachten hier ihre Ferien. Und die wohlhabenden Turiner kauften sich eines der Appartements in den vielen Bettenburgen, die hier von Immobiliengesellschaften aus dem Boden gestampft worden waren. Die touristische Nachfrage schien die negative Bevölkerungsentwicklung zu kompensieren, ohne dass man spezielle Initiativen entwickeln musste. Man war sich sicher, die regionale Konkurrenz ein für alle mal abgehängt zu haben. Für die Alta Valle Po, das Maira- und das Granatal interessierte sich kaum noch jemand, weil die Infrastrukturen dort bereits zusammengebrochen waren.

Langsam aber fiel auch die Valle Varaita in den Dornröschen-schlaf. Denn im Lauf der neunziger Jahre hatte sich das Urlaubsverhalten geändert: Statt den Sommer in den Bergen zu verbringen, buchten auch die Torinesi und Genovesi Flugpauschalen zu Sonnenzielen. Zudem waren die Straßen ins Gebirge immer wieder ausgebaut worden – mit Steuergeldern, die in die Kassen einflussreicher Baulöwen geflossen waren. Von Turin aus war man nun so schnell im Tal, dass man abends wieder zu Hause sein konnte. Mittlerweile war auch klagewordener, dass die versprochenen Skilifte niemals gebaut werden würden. Man war Immobilienspekulant auf den Leim gegangen, die ihren Kunden das Märchen vom Wintersport-Dorado erzählt hatten. Damit begann der einstige Fremdenverkehr zum turismo domenicale, zum wochenendlichen Ausflugstourismus, abzustürzen. Wer an einem schönen Sonntag kommt, kann noch heute ein Gefühl für das Potential der Region gewinnen. Denn dann bewegt sich morgens eine regelrechte Autokarawane ins Tal, die man abends in der Gegenrichtung wiedertrifft. Statt solider Einnahmen bleiben den Talbewohnern aber nur der Lärm, die Abgase und der Abfall.

Die desolante Lage wiegt umso schwerer, als gerade das abgehalfterte Nachbaratal, die Valle Maira, seit einigen Jahren unerwartete Erfolge feiert. Dank einer Publikation aus der Wanderbuchreihe des Zürcher Rotpunktverlags ist sie zu einem gefragten Geheimtipp für Genusswanderer geworden, die sich möglichst weit von der Zivilisation entfernen möchten, ohne dabei auf ein opulentes Abendmenü zu verzichten. An der Turiner Universität wurde sogar eine Studie gemacht, welche die ökonomische Bedeutung der sogenannten „Escursionisti“ herausstrich.

Die Folge des Booms: Junge Leute kehren der Großstadt den Rücken, restaurieren das alte Steinhaus des Großvaters und richten hier eine Wandererunterkunft mit Restaurant ein. Lohnend ist die Investition aber nur deshalb, weil sich die Gäste aus dem deutschen Sprachraum rekrutieren. Dort fährt man ja von Mai bis Oktober in die Ferien, während die Italiener allenfalls vier Wochen im Sommer, rund um den Ferragosta, unterwegs sind. Dank seinem gut markierten Netz von historischen Verbindungswegen ist das Mairatal zum einzigen Ort des Alpenraums geworden, in dem der sanfte Tourismus mehr ist als ein kleines Zusatzangebot. Entsprechend nimmt die Bevölkerungszahl hier seit einigen Jahren wieder zu – im Gegensatz zu allen anderen okzitanischen Tälern. Nach

MEIER'S WELTREISEN

DER SPEZIALIST FÜR ALLES FERNE

FLORIDA – WILLKOMMEN IM SUNSHINE STATE

BUSRUNDREISE

Sonnenseite Floridas

8 Nächte

Inklusive: Flug ab/bis Deutschland, Zug zum Flug, Frühstück, hochwertiger Reiseführer

Pro Person im DZ ab € 1.395

Weitere Informationen und Buchung in Ihrem Reisebüro oder unter www.meiers-weltreisen.de

MEIER'S WELTREISEN, ZNL der DER Touristik Frankfurt GmbH & CO. KG, 60424 Frankfurt